

Niemand wollte ihn haben : ein Fall aus unseren Tagen

Autor(en): **Vardai, Janos**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **29 (1958)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-808636>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ungehemmter Machthunger, Diktatur, Terror, Völkermord und gnadenloser Eroberungs- und Zerstörerwille und andererseits kaltherzige technische Berechnung, ehrgeizigstes technisches und industrielles Managertum und überraionalisierte, materialistische Wirtschafts-, Berufs- und Lebensorganisation den Gang der Geschichte wie des Alltags höchst entscheidend mitbestimmen, ist es nicht erstaunlich, dass die Jugend sich vielfach unverstanden und *sich selbst überlassen* fühlt und sich eine eigene Welt errichtet, die für sie allein Gültigkeit hat. Technik, Verkehr und Berufsleben nehmen der heutigen Jugend vor allem in den Städten immer mehr die Möglichkeit, so richtig jugendlich, ungebunden und naturnahe zu leben, wie es das Recht und die Chance der Jugend wäre: Kein Platz für wilde Jugend. Kino, Roller, Autos, Massencamping, und auch so manche Jugendorganisation sind kein oder nur ungenügender Ersatz für ein *Jugendleben*, in dem sich die jungen Menschen ohne unpersönlich vororganisierte Einrichtungen mit Kopf und Herz echten Gemütswerten aufschliessen und in Frohmüt und Natürlichkeit ausgeglichen reifen können. Das bis in alle all- und sonntägliche Zeitmasse hinein zunehmend organisierte und motorisierte, sich zivilisatorisch rasch wandelnde und von nervöser Hast erfüllte moderne Leben lässt zwar die Jugend biologisch früher reif werden, und vermittelt früh ein ausgedehntes Wissen in allerlei Bezirken, aber nicht auch die gesicherten Voraussetzungen für ein stilles, rechtes Verarbeiten in Gemüt und Geist. Dass Jugend, die ihre Kindheit unter dem Eindruck von Krieg, Mord, Gewalt und totaler Verwirrung erlebt hat, dabei noch mehr verhärten oder selbst verworren werden kann, ist leider nur zu begreiflich.

Aber auch die von Krieg und Revolution bisher verschonte *Schweizer Jugend* muss unter den gleichen zivilisatorischen Umständen mit ihren Gefährdungen leben: was Wunder, dass auch auf manche ihrer Ver-

treter der üble Begriff «Halbstarke» angewendet wird — «gleiche Ursachen gleiche Wirkungen». Not der Jugend — Unsicherheit der Erwachsenen: denn indem die Erwachsenen jugendliche Unarten, Wirrnisse und Wildheiten, die Ausdruck einer Entwicklungsstufe und teilweise auch Folgen der Zeit sind, als «halbstark» verunglimpfen und sich entsprechend einstellen, stellen sie sich selbst das bittere Zeugnis mangelnden Verständnisses oder mangelnder Ueberlegenheit aus. Das Schlimmste dabei ist die *Gefahr der Verallgemeinerung*, dass ein Jugendlicher nur darum als «halbstark» in Zucht genommen wird, weil er für die Not und Schwierigkeiten seiner Jahre etwas zu ungeschickte und «unangepasste» Auswege suchte, wodurch er dann erst in die Rebellion und Verhärtung getrieben wird. Wie aber kann eine Erwachsenenwelt mit ihren eigenen Torheiten und Verirrungen, ihren zerrütteten Ehen, ihrem oft so herz- und lieblosen, engen Familienleben, in dem das Heim nur Ess- und Schlafstätte bedeutet und im übrigen unerträglich ist, mit ihrem Materialismus in allen zwischenmenschlichen Beziehungen, der Jugend ein gerechtes Vorbild und ein begeisternder Unterweiser sein? Die Erwachsenen müssen nicht nur lernen, mit der modernen Zivilisation umzugehen, sondern sie müssen auch verstehen lernen, dass eine Jugend, die in einer solchen Zivilisation aufwächst, nicht gleich sein kann noch gleich bewertet und gleich behandelt werden darf, wie die Jugend vor fünfzig oder hundert Jahren. Daher sei als erstes vorgeschlagen, den misslichen Begriff «Halbstarke» aus dem zeitgenössischen Vokabular gänzlich zu *verbannen*; so lange jedenfalls, bis die Erwachsenen bewiesen haben, dass sie für sich und in der Behandlung der Jugendlichen ganz stark geworden sind, das heisst, dass sie auch in ihrer Jugend-erziehung sinnvolle, gerechte Strenge mit Verständnis, Vertrauen und ehrlichem eigenem Bemühen verbinden.

Peter Seidmann, sfd.

Niemand wollte ihn haben

Ein Fall aus unseren Tagen

Bernhard... inmitten der grossen Hungersnot der ersten Nachkriegsmonate wurde er in einem kleinen Zimmer der Altstadt geboren. Das fünfte Kind seiner Mutter, die sich auch um die ersten vier nie gekümmert hatte. Der Mann seiner Mutter war nicht sein Vater, und dieser Mann wusste es wohl — er lebte längst nicht mehr zu Hause. Der kleine Bernhard sah im ersten Jahr seines Lebens viele Männer im kleinen Zimmer, sie kamen und gingen; die meisten hatten eine dunkle Haut und trugen die Uniform der Sieger. Die Schokolade-Menschen hatten ein gutes Herz, aber was sie ihm brachten, stand in keinem Buch für Kinderpflege als ideale Baby-Nahrung. Aber sie brachten wenigstens etwas; von seiner Mutter aus hätte er ruhig verhungern können.

Der kleine Bernhard war noch nicht ganz ein Jahr alt, als eines Tages jemand vom Jugendamt vorbeikam. Es war eine Fürsorgerin. Sie sah den schrecklichen Schmutz, das abgemagerte, verhungerte, schreiende Kind, sie kannte schon den Lebenswandel der Mutter. Es war der letzte Tag, den Bernhard mit dieser Frau,

die ihm ausser dem Leben nichts geben wollte, verbrachte. Er kam in ein Kinderheim.

Körperlich entwickelte sich zwar der kleine Bernhard ganz gut, aber die dicke Aktenmappe im Jugendamt bewahrt auch die ersten Klagen, er sei ein notorischer Bettnässer und zeige viele schlechte Charakterzüge.

Das Jugendamt dachte, es liege vielleicht am Kinderheim, ein Kind braucht doch eine Familie, und so kam der kleine Bernhard zu Pflegeeltern in der Nähe. Die Pflegeeltern waren nette Leute, aber die Briefe, die sie schrieben, waren wieder voller Klagen, er sei geistig zurückgeblieben, und sie könnten nicht mit ihm zurechtkommen. Also kam Bernhard ins Kinderheim zurück, und von dort aus ging er, als er das Alter erreichte, in die Schule. Die Charakterisierung durch seine Erzieher zeigt ein interessantes Bild: er sei sehr schwach begabt, oft hinterlistig und diebisch, und in dieser Zeit war auch seine Gesundheit angegriffen. Aber eines stellten alle seine Erzieher fest, Lehrer in der Schule und Schwestern im Kinderheim, dass der

kleine Bernhard in ungewöhnlichem Masse liebebedürftig sei.

Er bedurfte der Liebe, die er nie bekam. Er war dankbar für jedes gute Wort, weil die guten Worte in seinem kleinen Leben eine seltene Erscheinung waren, und der Mangel an Liebe muss daran Schuld gewesen sein, dass seine Leistungen so schwach wurden, dass ihn seine Lehrer in die Hilfsschule schicken wollten.

Als er acht Jahre alt war, holte ihn ein amerikanisches Ehepaar an manchen Festtagen vom Kinderheim ab. Er konnte gehen, niemand anders kümmerte sich um ihn. Der kleine Bernhard war an den Feiertagen immer frei, seine Mutter hat ihn nicht ein einziges Mal besucht.

Ein Jahr lang holten ihn die Amerikaner fast an jedem Feiertage ab. Er spielte mit ihren Kindern und lernte dort andere Onkels und Tanten aus dem grossen Land in Uebersee kennen. Unter anderem auch das kinderlose Ehepaar D., und eines Tages meldete sich die Frau des amerikanischen Oberstleutnants D. im Kinderheim: sie wollten den kleinen Bernhard adoptieren.

Das Jugendamt verheimlichte nichts vor den Eheleuten. Man sagte ihnen, woher der kleine Bernhard stammte, sprach auch von seinen sehr schwachen Leistungen in der Schule, aber die D.'s waren der Meinung, sie nähmen Bernhard in Pflege und würden dann sehen, wie es weitergehe.

Nach dem Elend seines ersten Lebensjahres, nach der spartanischen Einfachheit des Kinderheimes geriet Bernhard in eine luxuriös eingerichtete Villa und bekam sogar ein Kinderzimmer. Das Leben des kleinen Mannes schien in Ordnung zu sein. Die Mutter stimmte der Adoption zu. Bernhard lernte von den Nachbarskindern Englisch und besuchte die amerikanische Schule.

Er gehörte zu den schwächsten Schülern, und Oberstleutnant D. wollte, bevor er ihn adoptierte, doch wissen, ob der Kleine fähig wäre, einen seiner sozialen Stellung entsprechenden Beruf zu erlernen. Er brachte ihn zu einer der berühmten Erziehungsberatungsstellen in der deutschen Bundesrepublik. Bernhard musste eine Reihe von Tests durchmachen, er wurde von allen Seiten geprüft, und das Gutachten war niederschmetternd:

Der zwölfjährige Bernhard konnte nicht einmal die Aufgaben für Achtjährige lösen, und selbst bei denen für Sechs- und Siebenjährige machte er Fehler. Das Gutachten sprach von einem ausgeprägten Intelligenzdefekt und hielt seine geistigen Fähigkeiten nicht einmal für eine handwerkliche Ausbildung für genügend. «Er könnte höchstens eine streng mechanisch vorgeschriebene Hilfsarbeit erlernen», hiess es. Das Papier genügte dem Oberstleutnant D. nicht, er wandte sich auch persönlich an die Herren, die den Test durchgeführt hatten. Die Antwort war eindeutig: «Wenn sich deutsche Adoptiveltern mit derselben Frage an uns wenden würden, hätten wir einen einzigen Rat: Geben Sie das Kind ins Kinderheim zurück. In einer Erziehungsanstalt für Schwachbegabte kann man vielleicht aus ihm einen Hilfsarbeiter machen.»

Die D.'s hatten kein Kind, sie wollten eines haben. Sie überlegten Tage und Nächte und kamen zu dem Schluss: Sie können sich mit Bernhard doch nicht belasten, wie lieb er ihnen auch geworden war. Aber

ins Kinderheim wollten sie ihn doch nicht zurückschicken. Sie wandten sich an das Jugendamt, und dort hatte man trotz allem Mitleid für Bernhard für ihre Bedenken Verständnis. Die D.'s adoptierten ein anderes Waisenkind, die einjährige Susi, und baten das Jugendamt, Bernhard einen Platz in einem Erziehungsheim für Minderbegabte zu suchen. Bis dahin wollten sie sich noch um ihn kümmern.

Kleiner Mann — was nun?!

Der kleine Mann wusste natürlich von alledem nichts. Er spielte weiter mit den amerikanischen Nachbarkindern und passte, wenn die D.'s ins Kino gingen, auf die kleine Susi auf. Und wenn Frau D. nach Hause kam, dann lief er im Nachthemd aus seinem Zimmer, warf seine kleinen Arme um ihren Hals, sagte zu ihr: «Mammi», und wusste nicht, warum sie weinte.

Das Jugendamt suchte inzwischen einen Platz für Bernhard. Es wusste, dass die Familie D. bald in die Staaten zurückreisen würde, und es war nicht mehr viel Zeit. Und dann bekam es auch einen Brief, in dem es geregelt wurde, wohin der kleine Bernhard kommen sollte. Die Dame im Jugendamt, die das Schicksal Bernhards von Anfang betreute, war eben daran, den D.'s einen Brief zu schreiben, als das Telefon klingelte. Es meldete sich Oberstleutnant D.: «Bitte suchen Sie nicht weiter nach einem Platz für den kleinen Bernhard, wir können uns nicht von ihm trennen». Oberstleutnant D. sagte in schlichten und einfachen Worten: «Wir haben ihn lieb, als ob er unser eigener Sohn wäre, und wenn unser eigenes Kind minderbegabt wäre, müssten wir auch versuchen, uns mit der Tatsache abzufinden. Wir haben beschlossen, ihn zu adoptieren, und wenn es einer Erziehungsanstalt gelingen kann, einen wertvollen Menschen aus ihm zu machen, dann muss es uns tausendmal gelingen!»

Der kleine Bernhard, der nichts davon gemerkt hat, als das Schwert des Damokles über seinem Haupt hing, bemerkte auch diese neue Wendung in seinem Schicksal nicht. Als er die Kabine der 1. Klasse auf einem Luxusdampfer betrat, war er schon Sohn des Oberstleutnant D. und Bruder der kleinen Susi.

*

Vor ein paar Tagen brachte die Post einen Brief aus Amerika zum Jugendamt. Der Absender: Frau D. Aus dem Kuvert fiel ein Bild auf den Tisch, auf dem ein junger Gentleman neben einer kleinen Dame sitzt: Bernhard und Susi. «Wir denken, dass unser Sohn und unsere Tochter die besten Kinder der Welt sind», schreibt Frau D. «Bernhard lernt singen und klavierspielen, er ist der Stolz des Kirchenchores und gleichzeitig die Hoffnung des Schwimmvereins unserer kleinen Stadt. Er ist Pfadfinder und gehört zu den Besten in der Sonntagsschule. Wir haben sehr viel Freude an unseren beiden Kindern und danken ihnen für all das Schöne, das sie in unser Leben gebracht haben.»

Janos Vardai

Lebensweisheit in wenig Worten

Sich unglücklich fühlen kann zur schlechten Ange-
wohnheit werden.

George Eliot